

Eduard Hanslicks Schriften für die „Neue Freie Presse“, hrsg. von Alexander Wilfing unter Mitarbeit von Katharina Bamer, Daniel Elsner, Anna-Maria Pfiel und Fernando Sanz-Lázaro (Wien: ACDH. 2023–2026).

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz Benedikt. Morgenblatt. Nr. 5728. Wien, Sonntag, den 8. August 1880.

Eduard Hanslick, Die musikalischen Festlichkeiten in Brüssel. II.

1 Die musikalischen Festlichkeiten in Brüssel. II.

Ed. H. Der Concours von Militärmusiken war nur Eine Scene — allerdings die glänzendste — des ersten Actes der Brüsseler Musikfestlichkeiten. Dieser erste Act währte nämlich zwei ganze Tage und umfaßte die Wettkämpfe der Instrumental-Musiken überhaupt, von dem vollständigen Symphonie-Orchester und der Regiments-Capelle bis zu den Harmonie-Musiken und den sogenannten Fanfaren, den kleinsten, blos aus Blechinstrumenten zusammengesetzten Orchestern. Diesem zweitägigen „Concours“ folgte das dreitägige große Musikfest (Grand Festival), welchem sich nächster Tage wiederum ein zweitägiger Concours der verschiedenen Chorgesangsvereine anschließt. Die Musik kann, wie man sieht, über stiefmütterliche Behandlung hier nicht klagen. Bildet das große Festival den eigentlichen künstlerischen Mittelpunkt als Festconcert für das musikalische Publicum, so greifen andererseits die Preisconcourse für Instrumental- und Gesangsvereine viel tiefer ins Volksleben, sind eine nationale Angelegenheit von unleugbarer socialer und pädagogischer Bedeutung. In Belgien ist Musikliebe und Musikübung sehr verbreitet; fast jedes kleinste Städtchen — von den großen Städten ganz abgesehen — hat seinen Gesangsverein (Orphéon), seine Harmoniemusik oder wenigstens seine Fanfare. In Deutschland und Oesterreich sind die Gesangsvereine, namentlich die Männerchöre, weit ausgebildeter als in Frankreich und Belgien, wohin sie erst aus deutschen Landen kamen und nach deutschem Muster organisirt wurden. Hingegen haben unsere kleineren Städte weit weniger eigentliche Instrumental-Vereine von ganzen oder wenigstens blasenden Orchestern, als die Franzosen und Belgier. Hohe musikalische Anforderungen darf man an diese „Harmonien und Fanfaren“ freilich nicht stellen, sie gleichen größtentheils unseren Veteranen-Musiken, die man ja selten ohne leisen Schauderanmarschiren sieht. Aber was sie werthvoll macht, ist, daß sie überwiegend dem kleinen Bürger-, dem Handwerker- und Arbeiterstande angehören. Der Anblick dieser Vereine, wie sie jetzt truppweise mit ihren Fahnen die Straßen Brüssels durchziehen, ist, ohne jeden theatralischen Aufputz, bunt und charakteristisch genug. Fast lauter Handwerker und Fabrikarbeiter in grobtuchenem Sonntagsrocke (nur wenige in Blousen), mit Mützen und farbigen Halstüchern. Es waren zum Preisconcourse mehr als *hundert* verschiedene Instrumental-Vereine erschienen, darunter nur einige wenige nicht belgische aus den holländischen und französischen Grenzdistricten. Die respectable Gesamtzahl der Jurors gestattete die Bildung mehrerer kleinerer Ge-

richtshöfe von fünf bis sieben Köpfen, die in verschiedenen Localen eine vorausbestimmte Zahl von Vereinen anhörten und classificirten. Die vorgebrachten Stücke hatten für den Musiker wenig Interesse; wir hörten Overtüren, Märsche und Potpourris aus bekannten Opern, wiederholt den „Fackeltanz“ von Meyer etc. Von klassischen Stücken ist uns bloß die Overtüre beider zu „Figaro's Hochzeit“ und die zu „Fidelio“ (für Harmonie musik) aufgefallen. Die Preise waren zahlreich und stiegen von 200 Francs zu 500, 600, 800, 1000 und 2000 Francs; ihr Gesamtbetrag mag einen ziemlichen Bruchtheil der enormen Summe ausmachen, welche Belgien für dieses Fest seines fünfzigjährigen Jubiläums auswirft. Es ist weniger ein Fest als ein dreimonatliches Festiviren zu nennen, und bewunderungswürdig ist die Ausdauer der Belgier; ihre Ausdauer in der Arbeit wie in der Liebeshuld gegen die Fremden.

Den ersten Tag des Instrumental-Concurses beglänzte heller Sonnenschein, die meisten Concurse konnten im Freien, in Kiosks, abgehalten werden. Am zweiten Tag hingegen regnete es in Strömen; man flüchtete in leere Theater und Concertsäle. Nur die (belgischen) Militärmusiken concurrirten wieder im Freien, auf dem großen Rathhausplatze, und man sah vor Regenschirmen weder Jury noch Publicum; nur hin und wieder tauchte zwischen zwei Parapluis ein nasser Federbusch hervor. Die Musiker, die aus allen Ecken Belgiens zusammengeströmt waren, ließen trotzdem den Muth nicht sinken. Und als gegen Abend der Regen aufhörte, der Himmel sich lichtete, da füllte wieder jubelndes Leben alle Straßen. Man mußte nach der Preisvertheilung diese guten Leute ganz glücklich durch die Stadt ziehen sehen; jeder Einzelne fühlte sich als Theil eines siegreichen Ganzen, so klein dieses auch sein mochte; Jeder wies stolz auf den weißen Zettel auf seiner Mütze, worauf groß geschrieben stand: „Premier prix“ oder „second prix“ etc. Diese Freude hatte etwas Ansteckendes; wo die musikalischen Sieger erschienen, da drückte man ihnen die Hände und empfing sie mit lautem Zuruf. Es wurde gesungen, getanzt, gezecht, ohne daß man von einem ernstlichen Excesse gehört hätte. Solche Musikwettkämpfe haben, wenn sie nicht zu häufig werden, einen wohlthätigen Einfluß; sie beleben den künstlerischen Sinn des Volkes, wecken einen nicht schädlichen Ehrgeiz, machen an einem Tage unzählige Glückliche. Und dieses Glück überdauert den einen Tag der Preisvertheilung. Wenn die einzelnen Vereine mit ihren durch eigene Kunst gewonnenen Preisen heimkehren in ihr stilles Städtchen, dann erst genießt die Gemeinde, die Familie, die ganze Freund- und Gevatterschaft den Triumph ihres heimischen Gesang- oder Harmonievereins.

Was dem Fremden bei diesen und allen anderen Festlichkeiten in Brüssel überaus wohlthuend auffällt, ist die auf richtige Anhänglichkeit an den König und seine Familie, die sich gleichzeitig mit der unbedingtesten Freiheitsbegeisterung allerwärts äußert. Wenn das belgische Volk sich mit Genugthuung seiner Revolution erinnert, die ihm politische Selbstständigkeit eroberte, so vergißt es dabei niemals, daß die Weisheit und Mäßigung seines Königs Leopold I. es gewesen, was diese leichter zu erkämpfende als zu bewahrende junge Freiheit der Nation erhalten hat. Der „Arbre de la liberté“, den die Brabançonne in jedem Schlußverse feiert, war durch auswärtige oder innere Feinde bald entwurzelt, wäre der König selbst nicht der Gärtner gewesen, der sich des Baumes angenommen. Kaum kennt die Geschichte eine aus disparateren Elementen ins Werk gesetzte, verschiedenartigen Tendenzen zugewendete Revolution, die so glücklich, so anhaltend günstig ausgeschlagen hätte, wie diese belgische von 1830. Die Belgier zeigen jetzt, daß sie diese beneidenswerthe Ernte aus einer etwas improvisirten Saat redlich verdienen. Die dankbare Verehrung für den verstorbenen König klingt wie ein Refrain durch alle Kundgebungen dieser so eminent demokratischen Bevölkerung. Und wie auf den Brüsseler Denkmünzen die Porträts Leopold des Ersten und des Zweiten vereint angebracht sind, so schließt sich an das Lob des Vaters auch stets das Lob des Sohnes. Und das ist gewiß ein demokratischer

König, der sichs gerne gefallen läßt, wenn der Präsident der Kammer, wie es hier bei dem Eröffnungsfeste geschah, auf den König als den „ersten Bürger Belgiens“ toastirt. Viele ähnliche Toaste habe ich hier im Lande gehört und daraus so viel Sympathie für die Gefühle des Volkes gesogen, daß nicht einmal das unaufhörliche Singen und Spielen der Brabançonne mich ungeduldig macht.

Besondere musikalische Vorzüge vermag ich der belgischen Volkshymne nicht nachzurühmen, vollends wenn sie auch noch schleuderisch und ausdruckslos herabgespielt wird, wie hier. Aber wer darf die Nationalhymne eines Volkes bloß als Musiker abschätzen? Die großen Ereignisse, die sie unmittelbar hervorgerufen, sind hier wichtiger, als das Talent und die Kunst des Componisten. Es gibt Gegenden, die wir lieben, weil sie schön sind, und Gegenden, welche schön sind, weil wir sie lieben. Das gilt auch von Liedern, von Melodien. Die Brabançonne gehört offenbar zur zweiten Art. Die Belgier finden sie schön, weil sie dieselbe mit dem Herzen hören und der farblosen Melodie die Farben ihrer theuersten Erinnerungen leihen. Sehr bezeichnend erschien es mir immer, daß Dichter und Componist der Brabançonne ihrem Stande nach Schauspieler waren: der Poet spielte Liebhaber-*Jenneval* Rollen im Lustspiele, der Compositeur *Campenhout* sang Tenorpartien, namentlich in der Spieloper. Etwas von dieser theatralischen Herkunft verräth sich in der ganzen Haltung der Brabançonne, deren Melodie ungefähr den veraltet galanten Romanzenton aus den Opern von Isouard, Méhul, Boieldieu anschlägt, mit einigen Nachklängen aus der Marseillaise und aus dem französischen „Partant pour la“. (Beiläufig bemerkt, steht es gegenwärtig außer Zweifel, daß letztere Romanze, die — angeblich von der Mutter Louis Napoleon's, der Königin Hortense, componirt — bis zum Tage von Sedan als Hymne des zweiten Kaiserreiches figurirt hat, von dem berühmten Flöten-Virtuosen herrührt.) Von Originalität, von einer kräftig über die *Drouet* musikalische Alltäglichkeit hinaussschwingenden Erfindung kann bei der Brabançonne keine Rede sein. Es wäre kindisch, ihren Componisten, von dessen zahlreichen Werken selbst in Belgien sich keine Note lebendig erhalten hat, für ein glänzendes Talent auszugeben. Es hat auch thatsächlich die Brabançonne manche Anfechtung von belgischen Kritikern erfahren. Ja, noch bei den vorbereitenden Sitzungen zu den gegenwärtigen Jubiläumfesten wagte ein Belgier den Vorschlag, es möchte die Brabançonne durch ein anderes, neu anzufertigendes Volkslied ersetzt werden. Welch seltsames Mißverstehen! Eine Nationalhymne läßt sich nicht beliebig schaffen, nicht beliebig octroyiren, noch verdrängen; sie muß, aus dem Volksbewußtsein, im entscheidenden Augenblick entstanden, plötzlich und wie von selbst die Gemüther packen, dann hat sie einen Thron erobert, von dem nichts sie wieder verdrängt. Die Entstehungsgeschichte der Brabançonne ist nicht uninteressant, und da durch die Brüsseler Festlichkeiten und die österreichisch-belgische Verlobung sich diese Hymne ein größeres Publicum erobert hat (der Männergesang-Verein brachte sie sogar nach Wien), so dürften einige Nachrichten darüber hier nicht unwillkommen sein.

Nach dem Aufstand vom 25. August 1830 ergingen zahlreiche Petitionen an den König der Niederlande, Wilhelm, um Abhilfe der vielen Uebelstände, über welche die Belgier sich beklagten. Der junge Schauspieler, welchem *Jenneval* das Theater hinreichende Muße zu poetischen Versuchen ließ, wollte auch seine Stimme zu gleichen patriotischen Zwecken erheben und schrieb ein Gedicht, das er ursprünglich „La“ nannte, dann aber als „Bruxelloise La Brabançonne“ schnell in die Druckerei von Jorez gab. In diese Druckerei kam zufällig der Tenorist und Compositeur, *Campenhout* als die ersten Correcturproben des Gedichtes erschienen; er componirte es sogleich, und am 12. September wurde die Brabançonne in den Zwischenacten des Schauspieles im königlichen Theater de la Monnaie von dem Opersänger Lafeuillade zum erstenmal gesungen und mit ungeheurem Jubel aufgenommen. Dies war die erste Lesart der Brabançonne, welche noch halb bittend, halb drohend zum König Wilhelm sprach. („Tu seras l'exemple des rois — Abjure un ministère étrange, — Re-

jette un nom trop détesté. — Et tu verras mûrir l'Orange — Sur l'arbre de la liberté!“) Aber der rasche Fortgang der Ereignisse überholte bald diese Worte und machte eine neue Fassung nothwendig. In größter Aufregung erwartete man in Brüssel die königliche Entscheidung über die Beschwerden des Landes — Beschwerden, welche sich bekanntlich zunächst gegen den gefürchteten „Sprachenzwang“ kehrten; mit Recht verweigerten die Belgier, daß die holländische Sprache, obwol ihrer vlämi schen bis zum Verwechseln ähnlich, an die Stelle der franzen trete, dieser Weltmacht, welche sie einem wenig ver zösischbreiteten und literarisch weit unbedeutenderen Idiom nicht opfern wollten. Bald hörte man, daß von der Willfährigkeit des Königs nichts zu erwarten sei, daß er vielmehr holländisches Militär commandirt habe, die Unzufriedenen mit Gewalt nieder zuhalten. Die Brüsseler bauten Barricaden und empfangen die holländischen Regimenter mit Flintenschüssen. Vier Tage währte der Kampf längs des königlichen Parkes und auf den Boulevards; unter den eifrigsten Kämpfern bemerkte man stets den enthusiastischen Jenneval. Am 26. September war der Sieg der Revolution entschieden, das holländische Militär zurückgeschlagen. Nun mußte offenbar der Text der Bra — die inzwischen auf *bançonne* Campenhout's Melodie schon populär geworden war — eine Aenderung erfahren, und soentstand als Echo auf die holländischen Kanonen die jetzige Lesart des belgischen Volksliedes: „La.“ Schon die fragenden Anfangsworte: „Qui l'aurait *nouvelle* Braban çonne cru?“ (zu der gar nicht fragenden Melodienphrase) ver rathen die bedenkliche Art dieser Poesie, die in allen vier Strophen mit dem Doppelsinne des Wortes „Orange“ (Oranien, die Orange) spielt und in Refrains wie: „La mitraille a brisé l'Orange, — Sur l'arbre de la liberté!“ eine theatralische Rhetorik zuspitzt. In dieser Gestalt sang Campenhout die „Neue Brabançonne“ zum erstenmale in der Kneipe „zum goldenen Adler“ vor einer patriotischen Ver sammlung, die stehend, entblößten Hauptes, mit religiöser Begeisterung ihm zuhörte und den Refrain mitsang. Cam arrangirte auch bald darauf eine musikalisch-drama penhoutsche Vorstellung, in welcher Jenneval den André in dem Drama „L'honnête criminel“ unter enthusiastischem Beifalle spielte. Niemand konnte ahnen, daß es das letzte Auftreten des jungen Schauspielers war. Jenneval hatte sich dem Grafen Friedrich v. Mérode als freiwilliger Jäger ange schlossen und fiel am 19. October, von einer feindlichen Kanonenkugel getroffen, bei Lierre. Die Trauer um den überaus beliebten, tapferen, jungen Poeten war allgemein; sein Leichnam wurde mit ungewöhnlichen öffentlichen Ehren auf dem „Platze der Märtyrer“ neben dem königlichen Parke in Brüssel bestattet, da wo jetzt die große Denksäule mit der Aufschrift „*Patria*“ sich erhebt. So hat Jenneval wie unser Theodor Körner seine Vaterlandsliebe mit Blut besiegelt, und wenn noch etwas gefehlt hätte, seine Brabançonne zu einem theuren Kleinod des belgischen Volkes zu machen, so war es dieser Heldentod des jungen Dichters. Die Braban ist mit Blut getauft, und Blut ist auch für künst çonnelerischen Nachruhm „ein besonderer Saft“.

Dem Componisten der Brabançonne, François v., war ein längeres und friedlicheres Leben be *Campenhouts*chieden. Nachdem er zuerst 1798 als Tenorist in Brüssel aufgetreten war, später in Rouen als Johann von Paris den Beifall und die bleibende Freundschaft Boieldieu's sicherworben hatte, wirkte er an verschiedenen französischen und belgischen Theatern und schied endlich 1828 in Gent von der Bühne, nicht sowol wegen Abnahme der Stimme, als wegen übermäßiger Zunahme seines Embonpoints. Er zog sich mit seinen bescheidenen Ersparnissen nach Brüssel und beschäftigte sich da ausschließlich mit Compositionen. Er hat vier komische Opern, Chöre zu Racine's „*Athalie*“ (für die Vorstellungen in *Talma's* Rouen), mehrere Gelegenheits-Cantaten, Ouvertüren und Lieder geschrieben. Von alledem hat nichts gewirkt, ist nichts geblieben, als die einzige Brabançonne — mehr ein Monument ihrer Zeit als seines Talents. Sehr eitel auf sein hübsches, wohlconservirtes Aussehen, machte Campenhout stets ein Geheimniß aus seinem Alter. Als einer seiner Freunde, Mr. Felix, den ich jetzt selbst *Delhasse* zu sprechen das Vergnügen hatte, im Interesse einer ge-

nauen biographischen Notiz seine Zuflucht zu den Taufregistern nahm und das Jahr 1779 als Campenhout's Geburtsjahr fand, da schrieb ihm dieser eine furchtbar böse lange Epistel. Der mehr als sechzigjährige Componist sagt darin seinem Freunde und Biographen, er hätte dieses Datum allenfalls nach seinem (Campenhout's) Tode publiciren können. „Aber einem Lebenden seine sechzig Jahre ins Gesicht schleudern, das heißt ihn moralisch tödten.“ Campenhout genoß noch in späten Jahren nicht bloß eine beneidenswerthe Popularität als Componist der Brabançonne, auch der König und die Regierung ehrten ihn durch Verleihung des Leopolds-Ordens und einer jährlichen Pension von 1200 Francs, die er bis zu seinem Tode, 1848, bezog.

Der Capellmeister der österreichischen Regimentsmusik hatte die dreifach gute Idee, am Schlusse seiner Productionen die und unmittelbar darauf unser „*Brabançonne*“ spielen zu lassen. Während die Belgier darin *Gott erhalte* eine Aufmerksamkeit für ihr Land dankbar anerkannten, freuten wir uns als Oesterreicher der lieben, in der Fremde doppelt ergreifenden Heimatsklänge und als Musiker der wohl gelungenen Reclame für das Compositionstalent des alten Joseph Haydn.